

PRESSE

„Es sah mies aus“

Karl-Heinz Ruch, 58, Geschäftsführer der Berliner „tageszeitung“, über 20 Jahre „taz“-Genossenschaft und den Unterschied zwischen Brutto und Netto

SPIEGEL: Nach vielen klammen Jahren steht die „taz“-Genossenschaft, die Eigentümerin der Zeitung, heute besser da denn je, woran liegt's?

Ruch: Wir haben seit 2009 tatsächlich pro Jahr etwa 300 000 Euro erwirtschaftet und Einlagen von elf Millionen Euro. Das stecken wir vor allem in taz.de – unser digitales Angebot, das wir uns leisten und weiterentwickeln.

SPIEGEL: Werden auch die finanziell kurzgehaltenen „tazlerInnen“ vom neuen Reichtum profitieren?

Ruch: Wir nähern uns zumindest Tarifgehältern an und lagern unsere Mitarbeiter nicht in Servicegesellschaften aus. Angenommen müssen wir die Altersversorgung, wengleich die bei uns noch komfortabler ist als bei den Schlecker-Kolleginnen.

SPIEGEL: Besser als in den Anfangszeiten sieht es jedenfalls heute aus, damals

zahlte die „taz“ einen Einheitslohn – 650 Mark netto.

Ruch: Damals wusste noch keiner hier, was der Unterschied zwischen Brutto und Netto ist. Der Einheitslohn wuchs in den achtziger Jahren aber schon auf 1600 Mark und wurde mit Gründung der Genossenschaft 1992 aufgegeben.

SPIEGEL: Anfang der neunziger Jahre fielen in Berlin Subventionen weg, von denen auch die „taz“ profitiert hatte. Wie schlecht stand es um die Zeitung?

Ruch: Es sah mies aus, wir lebten von der Hand in den Mund. Einige träumten

damals von einem finanzstarken guten Investor, der uns so weiterwuschtelte ließ wie bisher. Aber das war unrealistisch, so einen gab es nicht.

SPIEGEL: Sie waren gegen einen Verkauf?

Ruch: Sicher, aber eine optimale Lösung hatte ich damals nicht ...

SPIEGEL: ... bis Olaf Scholz anrief, heute Erster Bürgermeister von Hamburg.

Ruch: Genau, der hatte von unserer Diskussion gehört. Er arbeitete damals als Syndikus beim Zentralverband der Konsumgenossenschaften und meinte, so ein Modell sei auch für uns 'ne gute Sache. Es hat uns wohl gerettet.



Ruch

ANJA WEBER / TAZ

NIGGEMEIERS MEDIENLEXIKON

Eier|not|stand

1.) saisonal bedingte Knappheit von Eiern in Geschäften; 2.) saisonal bedingtes Übermaß von Eiern in Medien

Ostern ist ein Fest. Für die Menschen an den Fließbändern in der Magazinbefüllungsindustrie vor allem. Es ist die kurze Zeit zwischen der Produktion von Beiträgen, die mit den Worten „Frühlingszeit – Pollenzeit“ und „Sommerzeit – Urlaubszeit“ eingeleitet werden, Letzteres zu Bildern von langen Autoschlängen. Es ist die Zeit, in der sich Filmberichte einfach veredeln lassen: durch ausdauerndes Unterlegen mit melodischem Hühnergeacker oder dem massiven Einsatz von Hasenstatisten. Man kann endlich einmal, wie jedes Jahr, mit dem Mythos aufräumen, dass braune Hühner braune Eier legen und weiße weiße. Man kann den beliebten Satz „Ostern steht

vor der Tür“ mit der schönen Formulierung „Augen auf beim Eierkauf“ kombinieren. Man kann die Konventionen sprengen und eine Besichtigung beim Bio-Bauern mit dem nicht ganz klassischen Satz beenden: „Ich möchte auch ein Huhn sein.“ Und man kann, wenn man für die WDR-„Servicezeit“ arbeitet, so tun, als hätten die Zuschauer noch nie etwas davon gehört, dass sich Eier „auspusten“ lassen.

In diesem Jahr ließen sich die üblichen Geschichten mit der existentiellen Frage kombinieren, ob es überhaupt genug Eier zum Färben und Sich-über-Cholesterin-Sorgen geben würde, weil so manche Produzenten in Polen und Tschechien nicht rechtzeitig auf das Verbot von konventioneller Käfighaltung reagiert hätten. Vor zwei Jahren hieß es zu Ostern noch, dass die Deutschen nach der Abschaffung der Käfig-

haltung ihren Eierbedarf im Ausland decken müssen. Aber das ist natürlich nicht halb so attraktiv wie die Geschichte von Tschechen, die uns unsere Ostereier wegkaufen, zu Bildern von Hamsterkäufen und halbleeren Regalen. Meldungen über die verspätete Umsetzung des Käfigverbots und Eierknappheit gibt es zwar schon seit Wochen („gestiegene Eierpreise trüben vorösterliche Stimmung in Bulgarien“), bekommen aber natürlich eine andere Attraktivität, wenn sie sich wie

in der „Abendschau“ des BR mit der Frage kombinieren lassen: „Wird der Osterhase arbeitslos?“ Der „Sachsenspiegel“ des MDR beruhigte seine Landsleute, die es womöglich besonders beunruhigend fänden, wenn daran ausgerechnet wieder die Ausländer schuld wären, mit dem Hinweis: „Das sächsische Ei bleibt in Sachsen.“

